

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 112 (1986)
Heft: 37

Artikel: Das Verschwinden
Autor: Regenass, René
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-611668>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Verschwinden

Er hatte seiner Freundin gesagt: Ich mache Urlaub, ich bin übermüdet und gereizt.

Wie du meinst, hatte die Freundin geantwortet, wenn auch sichtlich überrascht. Sie

Von René Regenass

kannnten sich nun seit fünf Jahren, und noch nie hatte ihr Freund einen solchen Wunsch geäussert. Er schien sich eher davor zu fürchten, dass sie einmal weggehen könnte und ihn allein liesse. Überhaupt: Er war ein weltfremder Mensch, der schon Mühe hatte, einen Einzahlungsschein auszufüllen. Sie hatte ihm all diesen täglichen Kleinkram, um den er sich nicht kümmern wollte, abgenommen. Jetzt kam er mit dieser Eröffnung, er wolle weg. Und sie gewann den Eindruck, er gehe für immer, das mit dem Urlaub sei bloss eine Ausrede. Möglicherweise steckt eine neue Bekanntschaft dahinter, sagte sie sich.

Als er die Wanderkleider hervorholte, staunte sie. Das wollte nicht zu ihren Überlegungen passen. Anderseits stimmte es, dass er ein geübter Berggänger war. Sie hatte dabei öfter seine Geschicklichkeit, die er sonst vermissen liess, bewundert, seine Fähigkeit, mit allen Widrigkeiten, die sich auf solchen Touren ergeben konnten, fertig zu werden. Er bereite das Essen auf einer primitiven Feuerstelle zu, fand bei einem Wettersturm mit der Nase eines Indianers einen sicheren Unterschlupf.

Wie er mit Rucksack und Windjacke vor ihr stand, musste sie glauben, dass er nichts anderes im Sinn hatte, als wirklich auf einer Wanderung mit sich allein zu sein.

Und dass er in letzter Zeit anders war als sonst, auch das entsprach der Wahrheit; wegen ihrer Kleinigkeit konnte er mürrisch

und unwirsch reagieren, oft vergrub er sich einen Abend lang in ein Buch, ohne auch nur ein Wort mit ihr zu reden.

Sie hätte ihn so oder so ziehen lassen. Wenn er schon fort wollte ... Womit hätte sie ihn zurückhalten können? Nein, das verbot ihr der Stolz: einen Mann zu beschwören, doch zu bleiben!

Am meisten störte sie die Art und Weise, wie er alles eingefädelt hatte. So hatte sie ihn nicht eingeschätzt. Oder täuschte sie sich, tat sie ihm Unrecht?

So verliess er an einem Freitag, früh am Morgen, das Haus, verabschiedete sich flüchtig. Er hatte ihr nicht gesagt, wohin er ging, nur dass er mit dem Zug fahren würde, teilte er mit. Damit sie über den Wagen verfügen könne.

Sie winkte ihm noch, bis er um die Ecke bog. Wider Erwarten hatte er noch einmal zurückgeblickt.

Im Zug fühlte er sich erleichtert. Er spürte, wie sich seine Nerven entspannten, die verkrampten Muskeln lockerten. Sogar das lästige Augenblinzeln, das sich immer häufiger eingestellt hatte, verlor sich.

Ausser ihm befand sich niemand im Abteil. Das Schweigen tat ihm wohl. Ungestört konnte er seinen Gedanken nachhängen, sich auf die Wanderung freuen. Es war keine eigentliche Bergtour, die er vorhatte, eher ein ausgedehnter Ausflug im Voralpengebiet. Lange hatte er nach einem dafür geeigneten Gelände gesucht: Es sollte ein wenig begangener Weg auf etwa zweitausend Meter Höhe sein, ohne besondere Schwierigkeiten und mit der Möglichkeit, am Ende in einer Hütte übernachten zu können. Ein Marsch von rund fünf bis sieben Stunden durfte es werden,

das war er gewohnt. Nach reiflichem Überlegen und Kartenstudium war er auf die Gegend um den Vierwaldstättersee gestossen.

Die Klewenalp schien ihm ein günstiger Ausgangspunkt. Hinzu kam, und das gab dann den Ausschlag, dass die Fahrt dorthin nicht zu lang war. Mit Bahn und Schiff wäre er in ungefähr drei Stunden in Beckenried, wo ihn die Seilbahn auf die gewünschte Höhe brächte. Damit er nicht in die Nacht hineinmarschieren müsste, beschloss er, zuerst zu übernachten, im Berghotel auf der Klewenalp. Das hatte den Vorteil, dass er sich ausruhen und an die Luft gewöhnen konnte.

Dort fand man tatsächlich eine Eintragung im Hotelbuch. Später wollen ihn noch zwei Einheimische gesehen haben, allerdings nur von weitem, so dass ihre Beschreibung unzuverlässig war.

Dennoch musste angenommen werden, dass er seine Wanderung auch wirklich angetreten hatte, nicht am andern Tag anderswohin gereist war. Und das Wetter war bis gegen den Abend ausnehmend schön. Was also hätte ihn veranlassen können, seinen Plan zu ändern?

Am Morgen um fünf brach er auf. Er kam gut voran, die frische Luft wirkte belebend, diese bleierne Schwere in den Beinen war wie weggeblasen. Als er auf dem Niederbauen stand, konnte er mit Genugtuung feststellen, dass er seinen Zeitplan nicht nur eingehalten, sondern unterboten hatte. Das befriedigte ihn, obschon er sonst nichts von Zeitschinderei wissen wollte.

Beim Weitermarsch Richtung Urirotstock tauchten plötzlich Wolken auf. Sie trüben sich über dem Gotthardmassiv; er schenkte ihnen keine grosse Beachtung. Doch da drehte etwa nach einer Stunde unversehens der Wind,

jagte die Wolken gegen ihn. Sie näherten sich nicht nur, sie pressten sich in die Täler, verhüllten die Gipfel. Für eine Umkehr war es freilich zu spät. Durchmarschieren und versuchen abzusteigen, sagte er sich.

Er schritt zügig voran. Mit einemmal kam Nebel auf, ein feuchter Schleier legte sich über die noch freie Landschaft, behinderte die Sicht. Bald war er eingehüllt in dieser milchigen Brühe.

Er war sich im klaren, dass er nicht mehr weitergehen durfte, das wäre ein gefährliches Spiel gewesen. So schnell als möglich musste er einen Unterschlupf finden. Das war jetzt aber eine schwierige Sache. Seine Augen bohrten sich vergebens in den Nebel, er sah kaum zehn Meter weit. Und seine Füsse fanden immer weniger Halt, er befand sich offenbar auf jener ausgedehnten Geröllhalde, die er auf der Karte rot umrandet hatte, damit er sie meide.

Die Situation war ihm vertraut, schon einmal hatte er eine ähnliche erlebt. Damals hatte er gewartet, über eine Stunde lang, dann war der Nebel ebenso rasch verschwunden, wie er gekommen war. So entschloss er sich, auch diesmal auszuharren.

Er setzte sich, baute aus Steinen einen kleinen Wall, um sich vor dem kalten Wind wenigstens notdürftig zu schützen. Darauf packte er den Rucksack aus. Er hatte Hunger. Mit Erstaunen musste er feststellen, dass sich an der Fleischkonserve kein Schlusel zum Öffnen befand. Er drehte die Büchse nach allen Seiten – nichts, auch keine andere Vorrichtung. Das war kein Unglück, wenn auch kein gutes Zeichen. Statt dessen ass er Brot und Käse. Um den Durst zu löschen, hatte er eine Dose Cola mitgenommen. Auch sie liess sich nicht öffnen;

vielleicht war er besonders ungeschickt: Die Lasche zum Aufreissen brach ab. Erst jetzt erinnerte er sich an das Taschenmesser. Damit könnte er auch die Fleischkonserve öffnen. Aber er fand das Messer nicht, er musste es unterwegs verloren haben. Mit einem spitzen Stein gelang es ihm schliesslich, in die Cola-Büchse zwei Löcher zu schlagen, so dass er immerhin in den Genuss der Flüssigkeit kam.

Hätte er wie andere Wanderer die Büchse achtlos weggeworfen, so wäre sie vielleicht ein Hinweis auf seine Anwesenheit gewesen, seine Spur hätte sich zumindest bis hierher verfolgen lassen.

Doch er packte sie wieder ein. Der Nebel wollte sich nicht lichten, die zunehmende Kälte setzte ihm zu. So beschloss er, trotz der Risiken weiterzugehen. Er stieg nun ins Tal ab, vorsichtig, um sich ja nicht in unwegsames Gelände zu verlaufen. Dennoch musste er irgendwo den Pfad verfehlt haben; nach der Zeit zu schliessen, die seit der Rast vergangen war, hätte er längst am See sein sollen.

Die Dämmerung kündigte sich an. Inzwischen befand er sich aber so weit unten, dass er im dichten Gestrüpp notfalls hätte übernachten können. Doch irgend etwas trieb ihn weiter.

Endlich, er wankte mehr, als dass er ging, sah er die Häuser von Flüelen. Verschmutzt und erschöpft erreichte er schliesslich die Ortschaft. An einem vorbeifahrenden Zug las er die Aufschrift «Roma Termini». Auf einmal überfiel ihn eine Sehnsucht nach dem Süden, ein unbändiger Drang nach Wärme und blauem Himmel.

Aber wie käme er dorthin, ohne bei Nachforschungen erkannt zu werden? Seine Aufmachung war so einprägsam, dass ihn genug Leute identifiziert hätten. Und er

wollte, getreu seiner Absicht, allein sein, niemand durfte erfahren, wo er sich aufhielt. Das war nun einmal seine Vorstellung, andere mochten das als Spleen abtun, ihm war das egal.

Wie er überlegte, kam er an einem alleinstehenden Haus vorbei; im Vorgarten hingen an der Wäscheleine ein Herrenhemd und eine Hose. Was ihm sonst nie eingefallen wäre, dazu entschloss er sich jetzt: Nachdem er sich vergewissert hatte, dass ihn niemand beobachtete, kein Mensch in der Nähe war, schlich er sich heran, nahm die Kleidungsstücke an sich. In der Bahnhofstoilette, die zum Glück in einem separaten Schuppen untergebracht war, wusch er sich flüchtig und zog sich um. Sodann ging er zum See, warf in einem günstigen Augenblick die alten Kleider ins Wasser.

Mit dem nächsten Schnellzug fuhr er durch den Gotthard. Die Kleider wurden gefunden. Alles deutete darauf hin, dass der Mann namens Hans Wohler ertrunken war. Dass die Leiche verschwunden blieb, sprach nicht gegen diese These; hier gab der See seine Opfer nicht so schnell preis.

Wohler wurde nach einiger Zeit, da alle weiteren Suchaktionen ergebnislos verlaufen waren, als vermisst erklärt.

Als seine ehemalige Freundin nach Jahren auf einer Ferienreise nach Rom kam und sich in einem Laden ein Souvenir kaufen wollte, trat ihr aus dem Dunkel ein Mann entgegen, der ihr sofort bekannt war. Gealtert, das schon, doch sie war es ja auch; die Gesichtszüge und der Leberfleck auf einer Wange verwiesen mit ziemlicher Sicherheit auf ihren verschollenen Freund.

Sie stiess einen spitzen Schrei aus, rief: Hans, du bist es!

Ich weiss nicht, was Sie mei-

nen, sagte der Mann auf italienisch.

Kennst du mich denn nicht, sagte sie stotternd, ich bin Ruth, deine Freundin.

Ich habe zurzeit keine Freundin, sagte der Mann.

Aber damals, in der Schweiz, in Zürich, sagte sie, dann versagte ihre Stimme. Der Mann schüttelte den Kopf.

Hätte sie zur Polizei gehen sollen? Was hätte das gebracht? Höchstens Schwierigkeiten, und bemüht hätten sich die Carabinieri wohl nicht sonderlich. Sie wäre als exaltierte Touristin belächelt worden.

Aber ich habe mich nicht getäuscht, erzählte sie später ihrer Freundin, er muss es gewesen sein. Warum nur hat er sich nicht zu erkennen gegeben, ich habe ihm ja nichts angetan, auch hätte ich ihn nicht überredet, zurückzukehren.

Und wenn er es doch nicht war?

Ich möchte bloss Gewissheit, ob er tot ist oder noch lebt, nur das. Und wenn er mir gesagt hätte, warum er weggegangen ist, so wäre das für mich schon viel gewesen, es hätte mich beruhigt.

Oder auch nicht, erwiderte die Freundin.

Ja, da magst du recht haben. Aber man kann nicht einfach verschwinden, auf diese billige Weise.

Ein paar Wochen waren vergangen, Ruth ging wieder ihrer gewohnten Arbeit nach, da lag eines Tages eine Karte im Briefkasten.

Liebe Ruth, stand darauf, ich war es tatsächlich. Aber ich war es auch wieder nicht, und das ist keine Lüge. Ich habe mich verändert, bin nur äusserlich mein Doppelgänger. Besuche mich nicht.

Daraus wurde Ruth nicht gerade klüger. Sie wollte unbedingt die Wahrheit herausfinden. Die Freundin anbot sich, nochmals nach Rom zu reisen, um den Mann zu befragen oder seinen neuen Namen und die Adresse zu erfahren.

Als die Freundin vor dem Laden stand, wo Ruth und sie etwas kaufen wollten, war der Rolladen heruntergelassen. «Chiuso» las sie auf einem Pappschild.

Wieder vergingen einige Wochen.

Ein Wanderer war in einer Höhle auf die Leiche eines Mannes gestossen, der eindeutig als Hans Wohler identifiziert wurde. Der Tote hat etwa zwei Monate dort gelegen, sagte der Gerichtsmediziner. Das war genau die Zeit, wo Ruth und die Freundin sich in Rom aufgehalten hatten.

Nun wusste Ruth, dass sie ihren Freund nie mehr sehen würde. Und nie erfürhe sie, warum er fortgegangen war.

Einer von uns beiden muss träumen, sagte sie sich.

ILLUSTRATION: BARTH

